

Bernet, Klaus: „Gebaute Apokalypse“. Die Utopie des Himmlischen Jerusalem in der Frühen Neuzeit, Mainz, Verlag von Zabern 2007 XIV, 518 S., ISBN 978-3-8053-3706-9.

Das Buch „Gebaute Apokalypse“, die Utopie des Himmlischen Jerusalem in der Frühen Neuzeit, stellt in vielerlei Hinsicht einen wissenschaftlichen Durchbruch dar. Zum einen sind die Thesen von Bernet mit einem schier unbegreiflichen Aufwand an Material solide untermauert. An mehreren Stellen zeigt er, dass auch ausgewiesene Fachleute entweder nicht alle Quellen kennen oder sie fälschlich interpretieren, wobei seine Argumentation stets die überzeugendere ist. Zum zweiten handelt es sich um eine unparteiische Geschichtsschreibung. Diese Forderung von Gottfried Arnold aus dem 18. Jahrhundert, die von Ranke im 19. Jahrhundert erneuert wurde – diese Forderung wird bis heute in Bezug auf den Gegenstand der Arbeit meist missachtet. Nun der dritte und wichtigste Punkt: Durch dieses Werk sind wir gezwungen, vor allem die Sozial- und Geistesgeschichte der Frühen Neuzeit in neuem Lichte zu sehen. Gerade für Deutschland mit seinem kleinteiligen Absolutismus herrschte bisher die Meinung vor, das religiös begründete Gottesgnadentum wäre langsam aber sicher in die Aufklärung übergegangen. Vor allem meinte man, dass religiöse Begründungen für politisches Handeln stetig unbedeutender geworden wären. Bernet zeigt nun, dass dies im Falle Deutschlands keineswegs so geradlinig verlaufen ist. Ein wesentlicher Grund für diese partielle Blindheit der Historiker scheint darin zu liegen, dass das Himmlische Jerusalem in der deutschen Geschichtswissenschaft nicht so recht unterzubringen ist. Ist es Sozial-, Kultur- oder politische Geschichte? Die theologisch begründete Kirchengeschichte hat sich – wie schon betont – noch nicht zu einer unparteiischen Darstellung durchringen können.

Es geht Claus Bernet nicht nur um die literarische Gattung „Himmlisches Jerusalem“. Mit Vehemenz und überzeugenden Argumenten reiht er diese Gattung in den Utopiebegriff ein, auch wenn er die entscheidenden Unterschiede etwa zu Morus' „Utopia“ klar herausarbeitet. Das Überraschende ist nun, dass die sog. klassischen Utopien nie direkt auf reale Verwirklichung hin angelegt waren. Sie waren Zeitkritik, es fehlte aber stets eine zielgerichtete Transformationsstrategie. Die Utopien des Himmlischen Jerusalem hingegen schlugen sich in Deutschland in konkreten Stadtbauprojekten nieder, die Bernet in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellt.

Bevor ich auf die einzelnen Kapitel eingehe, einige Grundbegriffe, die Claus Bernet in

seinem einleitenden und dem Schlusskapitel erklärt: Wie schon betont, sieht er keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Utopie und Chiliasmus, d.h. der Idee des Himmlischen Jerusalem. Er stellt sich damit in Gegensatz zum derzeit bedeutendsten Utopieforscher, man muss aber zugeben, dass das empirische Material für Bernets These spricht. Der Chiliasmus (d.h. Tausend, nach den tausend Jahren der Apokalypse) wird in den von Bernet untersuchten Fällen prämillenaristisch begriffen, d.h. es ist eine diesseitige Angelegenheit und der Mensch hat die Pflicht, aktiv an der Herbeiführung des Himmlischen Jerusalem mitzuwirken. Solchen Vorstellungen implizit ist immer eine Zeitkritik, d.h. man möchte es nicht anders, sondern vollkommen machen. Das Ziel ist die Theokratie. Ein Begriff der von Flavius Josephus in seinem Buch „Contra Apionem“ geprägt wurde und der im späten 16. Jahrhundert plötzlich wieder zu großer politischer Relevanz aufstieg. Es geht bei der Theokratie nicht um Priesterherrschaft, sondern um die unmittelbare Herrschaft Gottes, ohne die Vermittlung durch Menschen (Die deutschen Fürstbistümer und Fürstbistümer sind in diesem Sinne eben gerade keine Theokratien). Noch etwas ist zum Verständnis wichtig: Die Autoren der Entwürfe zum Himmlischen Jerusalem beziehen sich auf die Apokalypse des Johannes, sowie ihre alt- und neutestamentlichen Parallelen. Schon in der Antike allerdings geschieht eine wichtige Verschiebung: das Himmlische Jerusalem, das nach Johannes am Ende der Zeit vom Himmel schweben wird, wird nach den prämillenaristischen Autoren schon im tausendjährigen Reich, ja sogar schon vorher relevant (sie können sich dabei auf heterodoxe und nicht-christliche Apokalypsen stützen). Diesen Vorgang nennt man Prolepsis.

Nachdem Bernet in theoretischen Vorüberlegungen den Grund seiner Arbeit gelegt hat, stellt er seine Methode, seine Quellen und seinen Forschungsgegenstand dar. Er begründet auch die Auswahl der Beispiele, wobei es für ihn jeweils darauf ankommt, dass es sich (mit Ausnahme von Christianopolis) stets um reale Siedlungsgründungen handelt.

Bernet weist zu Anfang auf ein eigenartiges Phänomen hin. Wie schon betont, war die Offenbarung, besonders im Westen Europas keineswegs vergessen, sondern spielte auch in der Volksfrömmigkeit, besonders aber in der Kunst und in der Theologie eine bedeutsame Rolle. Man erinnere nur an die „Bamberger Apokalypse“ oder an die „Expositio in Apokalypsim“ des Joachim, die zu 300jährigen Auseinandersetzungen und auch Kämpfen führte (Dass all dies immer noch von Bedeutung ist, zeigte sich an der Entscheidung von

Kardinal Ratzinger, den Heiligsprechungsprozess für Joachim nach 800 Jahren Dauer nun negativ abzuschließen, da es ein Himmlisches Jerusalem auf dieser, wenn auch erneuerten Erde – das Hauptthema Joachims – nach katholischer Lehre nicht gibt). Aber eigenartigerweise wurde niemals versucht, die Idee des Himmlischen Jerusalems prämillenaristisch in gebaute Wirklichkeit umzusetzen.

Bernet beginnt seine intensiven Forschungen mit dem Himmlischen Jerusalem in Münster 1534/35. Wenn ich mich nicht täusche, handelt es sich in diesem Abschnitt um die wirklich erste unparteiische, von Polemik freie Sachdarstellung. Allein wegen dieses Kapitels würde das Buch schon einen wissenschaftlichen Durchbruch bedeuten. Ich kann hier leider nicht auf die Einzelheiten eingehen, aber es ist äußerst lesenswert, was Bernet aus Verhörprotokollen und den verstreuten Originalquellen zusammengefügt hat. Für fast zwei Jahre existierte in Deutschland ein in gewisser Weise moderner Staat, in anderer Weise ein uns völlig fremder. Vielleicht ist es ja so, dass es erst des Impulses der Renaissance, der neuen Wissenschaften und des neuen Tatendranges bedurfte, um Wirklichkeiten entstehen zu lassen, von denen das Mittelalter nur träumte. Gerade in Münster stoßen enthusiastische Religiosität und moderne Ordnungsprinzipien aufeinander. Das Eigentum ist aufgehoben, die Ehe auch, und damit wird Münster auch nach den engsten Definitionen zu einer Utopie, allerdings könnte man das „U“ wegstreichen und „Topos“ sagen.

Waren in Münster vor allem Menschen aktiv, die nicht durch Herkunft und Stand nach damaliger Auffassung solches zu unternehmen wagen konnten, so ist es im Falle von „Chairopolis“, dem späteren Freudenstadt, anders. Zu Ende des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts gab es im Luthertum eine heftige Kontroverse um das Himmlische Jerusalem. Die lutherische Staatslehre war prinzipiell utopiefeindlich, was sich schon aus der Zwei-Reiche-Lehre Luthers ergab. Das Reich Gottes war jenseitig, hier auf Erden herrschten der Fürst oder der Magistrat an der Stelle Gottes. Er war für die lutherischen Bürger, was Moses für die Juden war. Diese Lehre aber erzeugte eine eigenartige Dialektik, die auf der anderen Seite durchaus utopischen Entwürfen gegenüber offen stand. So lies Herzog Friedrich I. von Württemberg durch seinen Hofarchitekten eine mustergültige Idealstadt sozusagen komponieren. Der Bezug auf das Himmlische Jerusalem drückte sich hier bis ins Detail aus, was heute noch nach den vielen Zerstörungen Freudenstadts durchaus zu sehen ist. Dass dabei auch andere Komponenten eine Rolle

spielten, wird von Bernet historisch detailgetreu aufgezeichnet. So zog die Idealstadt Glaubensflüchtlinge aus ganz Europa an und sollte letztlich zur Hauptstadt eines württembergischen Mittelreiches zwischen Nord- und Süddeutschland werden. Etwas später schrieb Johann Valentin Andreae seine „Christianopolis“. Andreae war überzeugter Lutheraner, aber sein weit ausgreifender Geist wandelte gern an den Rändern des Luthertums. Besonders Einfluss hatte auch die „Chymische Hochzeit des Christiani Rosenkreuzii“. Bernet diskutiert in diesem Zusammenhang sehr luzide die Rolle esoterischer Gedanken im 16. und 17. Jahrhundert. Die „descriptio rei publicae christianopolitanae“ stellt eine klassische Utopie dar und wird auch als solche von den modernen Utopieforschern gewürdigt. In der Christusstadt ist das Eigentum aufgehoben, es gibt nur wenig Arbeit, dafür Gebet und Meditation, das Ganze wird von einem Konsistorium von Presbytern geleitet. Das besondere aber an der Christianopolis ist, und dies scheint mir, hat niemand vor Bernet so genau untersucht, dass sie sonderbare Übereinstimmungen mit Chairopolis (Freudenstadt) aufweist und dass Andreae vielleicht doch an eine Realisierung dachte, die nur durch den Dreißigjährigen Krieg verhindert wurde.

In den folgenden Kapiteln seines Buches wendet sich Bernet vor allem dem Radikalpietismus zu. Innerhalb des Protestantismus stellt der Pietismus eine der wesentlichsten, bis heute wirksamen Modifikationen dar. In der Rechtfertigungslehre, aber vor allem in der Frömmigkeitspraxis unterscheidet sich der Pietismus mehr oder weniger vom Luthertum. Das AT spielt wieder eine besonders große Rolle. Bernet zeichnet die vielfältigen Kontroversen um das Himmlische Jerusalem im Radikalpietismus nach (In diesem Zusammenhang ist auch das Bildmaterial, das er beibringt, von höchstem Interesse). Es hatte sich ein richtiger Begriff „architectura sacra“ gebildet. Wobei der Tempel Salomos (Ezechiel) als Vorläufer des Himmlischen Jerusalems eine große Rolle spielte. Es gab auch exakte Berechnungen, wie groß das Himmlische Jerusalem sein müsse, um alle Gerechten aufzunehmen. Man kam dabei zu phantastischen Größenordnungen, die im Extremfall ganz Europa umfassten. Man darf nicht vergessen: Es war das Zeitalter der mathematischen Wissenschaften. Die Baumeister waren damals geradezu fasziniert von der Idee, die Bibel als Handbuch für Architektur zu benutzen.

Eine erste Verwirklichung fanden diese Ideen in der radikalpietistischen Sozietät Ronsdorf. Ein Prophet und eine Prophetin traten auf und gründeten eine kleine Gemeinde. Auf

das Himmlische Jerusalem-Motiv verweist hier vor allem die Abschließung der Stadt nach außen, sowie die Existenz der „Stiftshütte“. Es wurde zwar später eine Kirche gebaut, das eigentliche spirituelle Zentrum aber blieb die Stiftshütte Zion des Propheten und der Prophetin. Fast schicksalhaft muss es erscheinen, dass diese Siedlung bald wieder unterging.

Am bedeutungsvollsten wurden die Gründungen des Radikalpietisten Graf von Zinzendorf. Herrnhut, das heißt die Hut des Herren, wurde systematisch aufgebaut. Bernet zeichnet die sonderbare Sozialstruktur nach. Es gab eine Hierarchie von „Banden“, „Klassen“ usw. Man praktizierte die Theokratie, was sich z. B. durch das „Lösen“ äußerte. War eine Sache unklar, so wurde das Los geworfen um Gottes Entscheidung kennen zu lernen. Die Frömmigkeit drückte sich in einer exzessiven Gebetspraxis aus, die Herrnhuter Losungen existieren heute noch. Zinzendorf versuchte später eine noch reinere Gottesstadt zu erbauen: Herrnhag. Er hätte dazu Möglichkeiten in Preußen gehabt, ließ aber dann Herrnhag auf einem Berg in Westdeutschland bauen. Auch hier kam es bald zu Spannungen. Überhaupt nicht utopisch klingt, was Bernet zu berichten weiß: in Herrnhag gab es ein Gefängnis auf der Burg für abweichendes Verhalten und sogar die Körperstrafe wurde vollzogen, weil Zinzendorf meinte, im Gegensatz zu Gefängnisstrafe beinträchtigte diese Strafe die unschuldige Familie nicht. Schon nach wenigen Jahren vertrieb die landesherrliche Autorität die Radikalpietisten und Herrnhag ging wieder ein.

Die radikalpietistischen Utopieentwürfe sind hier viel zu knapp dargestellt. Sie hatten große Auswirkungen auf das Geistesleben, man erinnere nur an die Namen Comenius und Goethe. Sie wirkten nach England und Amerika und haben sogar heute noch eine gewisse Bedeutung. Das zusammenfassende Kapitel am Ende des Buches beginnt mit dem provokativen, aber von Bernet bewiesenen Satz: „das Motiv des Himmlischen Jerusalem hatte während der gesamten Frühen Neuzeit

eine außerordentliche Gestaltungskraft“. Dabei spielte die Johannesoffenbarung die entscheidende Rolle. Die Idee der Theokratie war nach 1500 jährigem Schlaf wieder erwacht und zu großer politischer Bedeutsamkeit gelangt. Die Lebenshaltung des „Neuen Menschen“ sollte schlicht sein, es gibt keine sakralen Topografien, keine herausgehobenen Augenblicke und keine heiligen Zeiten. Das Neue Jerusalem und die Neue Erde liegen nicht irgendwo und auch nicht nirgendwo, sondern hier in der bestehenden Welt, nur transformiert, verändert und erneuert. Die Utopie des Himmlischen Jerusalems ist damit nicht ausschließlich auf die Zukunft gerichtet. An diesem Punkt kommt es zur typischen Verschmelzung von uralten religiösen Vorstellungen und dem damals modernen Handlungsimpuls der Aufklärung. Gerade indem diese Welt als vergänglich, vorübergehend und temporär gesehen wurde, wurde diese Welt erst veränderbar. Der politisch – rechtliche Status dieser Siedlungen blieb immer umstritten – die Theokratie nach innen kollidierte mit dem universalen Anspruch weniger des Absolutismus, der so absolut gar nicht war, vielmehr mit dem sich herausbildenden modernen und viel stärker durchorganisierten Staat. Sie stellten als Rechristianierung eine Herausforderung für den neuzeitlichen Prozess der Säkularisierung dar, trugen aber selbst oft geradezu avantgardistische Züge. Sie waren eschatologisch und teilweise aufklärungsimmun und kamen in Gegensatz zur Rechtgläubigkeit und Staatsloyalität – waren aber gerade dadurch eine Herausforderung für verfestigte Sozialstrukturen.

Das Buch von Bernet besticht durch seinen eleganten, flüssig lesbaren Stil. Man kann es mehrmals lesen, wird immer wieder auf Neues aufmerksam, es ist eine äußerst spannende Lektüre, aber kein „scientific story telling“, sondern in jedem Detail redlichste Wissenschaft.

Berlin

Gottfried Lischke